

Besonders im Anfangsteil kommen die für den Nicht-Experten interessanten Punkte zum Tragen. So werden hier die Ursachen von Spannungen innerhalb einer binationalen Unternehmung dargestellt ebenso wie diejenigen Elemente der Kultur, die Einfluß auf die betriebliche Organisation haben. Ein Beispiel dafür ist die Frage nach der sogenannten Machtdistanz: Ausgeprägte Machtdistanz bedeutet, daß die Menschen auf untergeordneten Ebenen nicht nach Mitspracherecht streben, sondern die Hierarchie, in die sie eingebunden sind, akzeptieren. Je größer also die Machtdistanz in einem Kulturkreis, desto eher verlangen die Untergebenen von ihrem Manager ausgeprägte Führungsqualitäten. Empirische Untersuchungen haben für Asien eine viel größere Machtdistanz ergeben als für Deutschland, was sich in völlig unterschiedlichen Führungsstilen widerspiegelt. Auch das sogenannte Manager-Denken unterscheidet sich. So denkt nach den Analysen im Buch der chinesische Manager ganzheitlich-intuitiv und personenbezogen, während sein deutscher Kollege in der Kommunikation mit dem Geschäftspartner ausschließlich an die Sachfragen denkt. Diese Unterschiede sind generell zwar nicht unbekannt, werden aber hier im Detail analysiert, was einige interessante Erkenntnisse bringt. Alle Autoren kommen zu dem Schluß, daß die meisten Fehlschläge in den Joint-ventures auf Mißverständnissen beruhen, die durch mangelhaftes Wissen über die jeweilige Kultur und die in ihr entstandenen Geschäftsgewohnheiten aufkommen. Entscheidend sei daher große Sorgfalt bei der Entsendung der Expatriates. Diese sollten in Zukunft vornehmlich nach Kriterien wie Kultur- und Sprachkenntnis, asienbezogenem Engagement und Erfahrung in der Konfliktlösung ausgewählt werden. Der in Deutschland ansässige japanische Unternehmensberater Minoru Tominaga bescheinigt den deutschen Unternehmen zudem Technozentrismus und zu wenig Beweglichkeit. In Japan setze die Wirtschaft dagegen auf Motivation der Mitarbeiter und kundenorientierte Flexibilität.

Im zweiten Teil des Buches werden die Probleme für die einzelnen Schritte bei der Gründung eines Joint Venture behandelt. Von Partnersuche, ersten Verhandlungen und wichtigen Punkten im Gesellschaftsvertrag über Machbarkeitsstudie und behördliche Genehmigung bis hin zur Einstellung lokaler Arbeitskräfte und Manager, innerbetrieblicher Organisation, Marketing und Vertrieb wird keine Stufe ausgelassen. Diese schrittweise Darstellung der Entstehung eines Joint Venture verdeutlicht noch einmal konkret die zuvor aufgestellten Thesen. Trotz der in beiden Teilen angesprochenen Schwierigkeiten, die diese Unternehmensform mit sich bringt, sind sich aber alle Autoren einig, daß das Joint-venture die beste Möglichkeit des Zugangs zum chinesischen Markt darstellt, wenn man es nur richtig anfängt.

Christiane Hellwege

Michiko Iwasaka und Barre Toelken: Ghosts and the Japanese. Cultural Experience in Japanese Death Legends

Logan, Utah: Utah State University Press, 1994, 138 S.

Japanischer Spuk zählt zu den schönsten Erzeugnissen des Inselreichs, davon legten Lafcadio Hearn (1850-1904) Textesammlung *Kwaidan*, Algernon A.

Mitfords (1837-1916) Anthologie und Oskar und Cäcilie Grafs *Japanisches Gespensterbuch* (1925) Zeugnis ab. Ein gelungener Band aus neuerer Zeit ist Marianne Lewinsky-Sträulis *Japanische Dämonen und Gespenster* (1989). Die Lust an der Ästhetik japanischer Gespensterdarstellung befriedigt auch Michiko Iwasakas und Barre Toelkens *Ghosts and the Japanese*: Zu sehen sind 19 eindrucksvolle Werke aus den Beständen des Zenshōan-Tempels.¹

Mit der den Band begleitenden Geistertheorie verhält es sich etwas komplizierter. Die Verfasser arbeiten auf mehreren Ebenen, jede für sich ein interessanter Ansatz: 1. Die Charakterisierung der japanischen Geister. 2. Japanisches Todes-Brauchtum. 3. Die Bedeutung der Feldforschung, wie sie der Altmeister japanischer Volkskunde, Yanagita Kunio (1875-1962), praktizierte. 4. Eine Übersicht zur Sekundärliteratur. 5. Mit der Erschließung japanischer Gespenstererzählungen durch Übersetzung und Kommentar suchen Iwasaka und Toelken an Arbeiten der neueren Erzähl- (Jan Harold Brunvand) und Volkskundeforschung (Alan Dundes) anzuknüpfen. 6. Die Autoren beabsichtigen, die Besonderheiten japanischer Geistererscheinungen als Spiegel gesellschaftlicher Muster wie etwa der Verpflichtung gegenüber Familie, Clan und Nation (S.36) zu beschreiben und über die Erörterung der "death legends" eine Einführung in die japanische Kultur für den westlichen Leser zu geben.

Wie es sich nach der Lektüre erweist, gelingt es den Autoren nicht, die verschiedenen Ansatzpunkte zu einem einheitlichen und überzeugenden Ergebnis zu verbinden. Ebenso zufällig, wie die Verfasser zu den schönen Werken des Zenshōan fanden (nämlich durch den Hinweis eines Taxifahrers), entwickeln sich die Beispiele aus dem persönlichen Umfeld, die dann zu einer Japantheorie konstruiert werden, die an die gängigen *nihonjinron* ("Japanerdiskurse") erinnert. So berührt das Buch die aktuelle Debatte um den "Zusammenprall der Kulturen"² - absichtlich oder unabsichtlich bildhaft gemacht in Iwasakas Bericht vom Zusammenstoß mit einer regenschirmbewehrten deutschen Dame (S.4), den sie in dem einführenden Artikel "An Introduction to the Left Stairway" (S.1-11) zur "Theorie der Linken Treppe" ausbaut: Japaner sind durch ihre Sozialisierung eingefleischte Linksgänger, die Westler beharren unbelehrbar auf ihrem rechten Pfad. Hier und an anderen Stellen macht die Argumentation der Verfasser den Eindruck, unnötig alte Fronten aufrechtzuerhalten bzw. exotistischer Deutung anheimzufallen. Da ist der vorurteilsbeladene, tumbe Westmensch, der endlich mit gebührendem Respekt das "wirkliche" Japan erkennen und die Konstruktion des japanischen Gemeinwesens erlernen soll. Die Regeln für den pietätvollen Eßstäbchengebrauch, das Linksgehen wie den Geisterglauben sauge der Japaner mit der Muttermilch ein, der Westmensch müsse endlich seinen harten Eurozentrismus (metaphorisiert durch die Aktentasche der Amerikanerin, die sich damit durch den östlichen Menschenstrom schlägt, S.5) ablegen und bereit sein, das Fremde in sich aufzunehmen. Zuerst müsse er natürlich die Initiation in den "linken Pfad" absolvieren, denn sonst würde es ihm schwerfallen: Die Feinheiten japanischer Interaktion spielten sich ja nach wie vor im "Verborgenen"³ ab (S.3).

Der Seitenhieb auf die Eurozentristen unter uns sei ein weiteres Mal hingenommen. Das Klischee des *economical animal* und des Manager-Samurai wird hier jedoch scheinbar nur verworfen, um ein neues zu errichten, das des Japaners

als "Geisterwesen". Der Weg, über Jenseitsvorstellungen, über die Art des Umgangs mit dem Tod Charakterzüge eines Landes zu erfassen, ist legitim. Ariès hat es für Europa vorgeführt. Iwasaka und Toelken machen im Laufe ihrer langjährigen Studien den Tod als das beherrschende kulturelle Muster Japans aus (S.6). Hier wären einige Bedenken angebracht: Den Versuch, das Inselreich über sein Jenseits (*ano yo, takai*) zu definieren, unternahm der umstrittene Exeget japanischer Geschichte und Religion, Umehara Takeshi⁴ (im Band ungenannt), bereits in den 80er Jahren. Das Gewicht, das Umehara auf die Interpretation japanischer Jenseitsvorstellungen legt, liegt nicht allein in seinem religionswissenschaftlichem Forscherdrang begründet. Ihm geht es darum, eine im japanischen Glauben, der als "animistisch" bezeichnet wird, am reinsten bewahrte Kultur der Harmonie von Mensch und Natur aufzuzeigen. Die Reevaluation ältester Kulturschichten biete nicht nur die Möglichkeit für die Landsleute, die Krise der Moderne zu bewältigen, sondern sie stelle sogar auf internationaler Ebene Lösungen für zivilisatorische Probleme bereit. An Umeharas Spekulationen sind Sentimentalismus und die einseitige Ausrichtung auf archaische Elemente in der japanischen Kultur zu bemängeln.

Gerade in letzter Zeit finden sich immer mehr Stimmen, die hartnäckig behaupten, in Japan spuke es mehr als anderswo. Tatsächlich erleben die Geister hier eine beachtliche Renaissance.⁵ Diesen Trend bedienen zum einen die Massenmedien, zum anderen die populärwissenschaftlich ausgerichtete Volkskunde, die mit dem Geisterdiskurs unter dem Schlagwort *ikai* ("Andere Welt") zu einer neuen Runde im *nihonjinron* einläutet. Auf diese Diskussion hätte man Bezug nehmen und den Stellenwert der eigenen Arbeit im Rahmen der aktuellen Forschungen erläutern sollen.

Teil II "Death Customs in Contemporary Japan" (S. 13-42) führt die These des Volkes, das sich niemals wandelt, weiter. Sicher gibt es in Japan, wie in anderen Ländern auch, Konzepte, die große Beständigkeit aufweisen. Aber die Verfasser tendieren zur Verdunklung. Der Schriftsteller Kawabata Yasunari (1899-1972) muß wieder einmal als Lieferant für östliche Undurchsichtigkeit herhalten, ohne daß man sich unter Bezugnahme auf einschlägige literaturwissenschaftliche Studien Rechenschaft darüber ablegt, daß er hermetische Elemente östlicher (wie auch westlicher) Konvenienz bewußt als Stilmittel einsetzt: "The logic or sense of verisimilitude in such a story is beyond the comprehension of a Western reader, as is the issue of Kawabata's story 'Tabi' [...]" (S. 14). Auch das Konzept *on* ("Verpflichtung", "Dankesschuld") muß auf ewig ein Rätsel für uns bleiben: "[...] but it is infinitely more complicated, and colored with such a range of cultural attitudes and assumptions that a single, clear definition is impossible to articulate in either Japanese or English" (S.18).

Nützlicher als die mit solchen Formulierungsschwierigkeiten behaftete Idee, typisch Japanisches anhand landeseigener Jenseitsvorstellungen vorführen zu wollen, sind die Übertragungen von etwa vierzig Texten aus der im Westen bislang wenig beachteten volkskundlichen Zeitschrift *Tabi to densetsu* ("Reise und Legende") im Kapitel III des Buches. Ausgewählt wurden, ähnlich wie bei Lewinsky-Sträuli, Berichte zu den Themen "Mütter und Kinder", "Rache und Zorn", "Omen", "Meeresgeister" und "Leidenschaften". Dabei werden Geister wie die *Ubume* (Tote Mutter) vorgestellt (S.64-79), der *Umibôzu* (Meeresgeist, S.103-108) und *Kiyo*, ein verschmähtes Mädchen, das als Rachegeist erscheint

(S.116). Ein Großteil der Erzählungen stammt aus den 30er Jahren. Für die These der Verfasser, daß die Geisterberichte in Form einer "oral history" und als "folk ideas" (Dundes) bis in die Gegenwart als lebendige kulturbildende Faktoren überliefert sind, hätte man sich aktuellere Belege gewünscht. Aufschlußreich wäre etwa die Auswertung von Nomura Jun'ichis Forschungsergebnissen gewesen und ein Hinweis auf die Untersuchungen von Matsutani Miyoko und Tsunemitsu Tôru zu den sogenannten "Gespenstergeschichten aus der Schule" (*gakkô no kaidan*).⁶

Das Thema "Geister in Japan" oder "mündliche Überlieferung von Geistergeschichten in Japan" als historisch bzw. erzähltheoretisch-völkerkundlich angelegte Studie hätte für sich genommen genug Tragweite besessen, ohne daß es nötig gewesen wäre, sich die Aufgabe zu stellen, mit den Landesgeistern auch die gesamte japanische Kultur bis in die heutige Zeit zu erfassen. Damit wird man im Falle des vorliegenden Bandes vor allem der Gegenwartskultur in ihrer Vielfalt nicht gerecht. Dieses Problem scheint auch die Autoren beunruhigt zu haben, die zwischen zwei Seiten hin und her gerissen sind: Während man in der Einleitung auf die Diversität modernen japanischen Lebens hinweist, kommt man dem Ende zu doch wieder zu einem monolithischen Japanbild: "Japan's cultural factors remain unchanged" (S.118). Aber wie im heutigen Japan neue Geister entstanden (man denke an Hanako, den Toilettengeist) und alte in Vergessenheit geraten sind, hat sich das Korsett aus *on* und *giri* gelockert. Einen wesentlichen Aspekt läßt die Untersuchung außerdem vermissen: In Japan hat man den Geisterglauben auch auf einer metakritischen Ebene untersucht und über die Analyse des Gespenstischen nicht nur in konservatorischer Absicht kulturelle Muster, sondern mit größerem Weitblick die menschliche Psychologie erschlossen - und das sagt mehr über den japanischen Geist als seine Geister.

Anmerkungen:

- 1) Die fünfzig Portraits von Geistern und Spukgestalten, die Werke der Edo- bis zur Meiji-Ära umfassen, waren bislang nur einmal im Jahr zur *obon*-Zeit im Tempel zu besichtigen. Jetzt liegt ein Photoband vor: *Yûrei meigashû. Zenshōan Sanyûtei Enchō korekushon. Japanese Ghost Paintings: The Sanyûtei Enchō Collection at Zenshō-an*. Pelikan sha, 1995.
- 2) Zum Thema "Geister als Vertreter des Japanischen" und "Rekurrenz auf vormoderne Muster als Moment gegenwärtiger japanischer Identitätsdiskussion" siehe Lisette Gebhardt: "Ikai - Der Diskurs zur 'Anerken Welt' als Manifestation der japanischen Selbstfindungs-Debatte", in Hijiya-Kirschnerreit, Irmela (Hg.): *Überwindung der Moderne? - Japan am Ende des 20. Jahrhunderts*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1996 (im Druck).
- 3) Die Darstellung des Verborgenen und Geheimnisvollen als Merkmal Japans ist ein gängiges Muster in vielen Erörterungen zur japanischen Kultur.
- 4) Umehara Takeshi war langjähriger Direktor der ebenfalls nicht unumstrittenen Forschungseinrichtung Nichibunken. Im Mai 1987 wurde in Kyôto das Kokusai nihon bunka kenkyû sentâ [Internationales Forschungszentrum für Japanische Kultur, abgekürzt Nichibunken] eröffnet, dessen Forschungsauftrag den kulturmissionarischen Intentionen des damaligen Ministerpräsidenten Nakasone gemäß in der Zeit der Internationalisierung Japans (*kokusaiika*) lautete, näher zu bestimmen, was das "Japanische" sei, und es nach außen zu vermitteln. Auffällig stark konzentriert sich dabei das Forschungsinteresse einiger Mitglieder auf japanische Jenseitsvorstellungen. Auch der für den Zenshōan-Band verantwortlich zeichnende Tsuji Nobuo gehört dem Zentrum an.
- 5) Siehe z.B. den Konferenzbericht "'Zusammenprall der Kulturen?' Ostasien und der Westen in den neunziger Jahren" von Christoph Müller-Hofstede in *Asien*, Nr. 56, Juli 1995, S. 79-83.

- 6) Matsutani Miyoko: **Gakkô. Gendai minwa kô II.** Ritsufû sha, 1987; Tsunemitsu Tôru: **Gakkô no kaidan.** Kyôto: Minerva shobô, 1993. Siehe dazu L. Gebhardt: "Sommerliche Gruselschauer - Hohes Geisteraufkommen in Japan", in *Neue Zürcher Zeitung*, Nr. 169, 26. Juli 1995, S.14.

Lisette Gebhardt

Joseph P. Keddell, Jr., The Politics of Defense in Japan. Managing Internal and External Pressures

Armonk (N. Y.)/London 1993, Verlag M. E. Sharpe, 236 S.

Die Verteidigungspolitik der pazifischen Weltwirtschaftsmacht führt in der sozialwissenschaftlichen Japanforschung ein Schattendasein. Die intensive Diskussion um Militärpotential und Verteidigungsstrategie in Japan (Kyôgoku Junichi, Miyake Masaki, Maeda Tetsuo, Inoki Masamichi, Sakamoto Yoshikazu) findet jeweils in internationalen Diskussionen erst in Ansätzen Berücksichtigung - insbesondere im Hinblick auf die Beziehungen zwischen Japan und den Vereinigten Staaten. Ein differenziertes, realistisches Verständnis der japanischen Sicherheitspolitik erfordert jedenfalls eine Berücksichtigung sowohl des Wandels des internationalen Systems als auch der sich aus den innenpolitischen Machtstrukturen ergebenden Anforderungen an Reichweite und Konsensbedarf dieser Politik.

Dieser Herausforderung stellt sich der Autor der vorliegenden breit angelegten Untersuchung. Joseph Keddell ist den innenpolitischen Handlungsvoraussetzungen der japanischen Sicherheitspolitik in einem mehrjährigen Forschungsaufenthalt an der Universität Tokyo und an der Tohoku-Universität nachgegangen und legt hiermit seine Dissertation an der University of Wisconsin-Madison in überarbeiteter und erweiterter Fassung vor. Die japanische Sicherheitspolitik, so lautet seine Ausgangshypothese, wird wesentlich durch die Sicherheitsgarantie der Vereinigten Staaten geprägt. Vor diesem Hintergrund erschöpft sie sich in der politischen Praxis in Manövern, die innenpolitische Konflikte vermeiden sollen und sich wenig an internationalen Sicherheitserfordernissen orientieren. Diese Erfordernisse und der eigene sicherheitspolitische Handlungsbedarf wurden stets aus der Sicht des Sicherheitsvertrages mit den Vereinigten Staaten wahrgenommen. Dieses Bündnis wirkte in der Vergangenheit, wie der Verfasser an zahlreichen Beispielen illustriert, als sicherheits- und außenpolitischer Wahrnehmungsfilter der politischen Führungsschicht. Das gilt auch für Gesetzesinitiativen der jüngsten Zeit wie etwa das Friedenssicherungs(PKO)-Gesetz des Jahres 1992.

Nicht durch konzeptionsorientiertes, sondern durch inkrementales Handeln gelang es der Regierung - so der zentrale Befund der vorliegenden Studie -, internationalen und innenpolitischen Druck abzufangen. Dieses mehr innen- als außenpolitisch bestimmte Konfliktmanagement wirkte sich in dreifacher Hinsicht auf die Substanz der japanischen Sicherheitspolitik aus: das Fehlen einer strategischen Doktrin, die Ausrichtung der gesamten Sicherheitspolitik an innenpolitischen Opportunitätsgesichtspunkten und das Streben nach innenpolitischer Konfliktminimierung durch ein inkrementales Vorgehen. Diese Konfliktminimierung bediente sich wiederum dreier Instrumente: erstens des Ausbaus und der Konsolidierung sicherheitspolitischer Handlungsschranken (Verbot des Waffen-